

Georg May: Interkonfessionalismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Paderborn (Schöningh) 1969. 124 S., kart. DM 12.80.

Diese Schrift des Mainzer Kirchenrechtsgelehrten behandelt die Blütezeit des Interkonfessionalismus von 1800 bis 1820 und den Niedergang bis 1840 im deutschen Sprachbereich und ist zunächst ein Führer durch das einschlägige, z. T. in Zeitschriften entlegene Schrifttum. An Wortzahl übertrifft der fast ausschließlich Literaturhinweisen gewidmete Anmerkungsenteil (69–117) den Textteil, leider bezieht sich das Namensverzeichnis (119f.) nur auf letzteren. Der Text schließt mit den Worten: „Mit dem Aufhören der Indifferenz war auch der Interkonfessionalismus zu Ende, denn auf ihr hatte er in der Regel beruht“. Auch ohne die gelegentlichen spezifischen Hinweise wie S. 16: „Anpassung des katholischen Kultes an den Protestantismus . . . etwa in der Linie der in der Gegenwart sich vollziehenden Wandlung der katholischen Liturgie“ (Volkssprache, Beichte, Kirchenlied) ist es deutlich, daß Eduard Winters These, daß „wir in der Gegenwart gewissermaßen die Vollstreckung des Testaments der Aufklärung erleben“ (8), erhärtet werden soll. Gegenwartsbezogen sind auch die Feststellungen: „Die irenische Haltung war auf katholischer Seite erheblich weiter verbreitet als auf protestantischer“ (18) und: „Der Vorteil war stets auf seiten der Protestanten“ (58).

Die Einleitung behandelt typische Beispiele katholischer Theorien des Interkonfessionalismus sowie dessen Beförderung durch den Staat schon im 18. Jahrhundert. Die theologische Umgebung tritt für M. hinter dem Kirchenrechtlichen zurück. So werden z. B. Georg Hermes, der erste katholische Theologe der Neuzeit, der auch im wissenschaftlichen Bereich durch Nichtkatholiken wieder breitere Beachtung fand, sowie Anton Günther nicht erwähnt. Ferner klingt nur in gelegentlichen Bemerkungen das Problem der gesellschaftlichen Begründung des Interkonfessionalismus katholischerseits, das Verlangen des Bürgertums, seinen Bildungsrückstand gegenüber dem evangelischen Volksteil aufzuholen, insbesondere, an. Im deutschen Sprachbereich erbrachte der Übergang von Aufklärung zu Liberalismus die die Grenzen der Konfessionen übersteigende Solidarität des Bürgertums. Der Interkonfessionalismus ist überhaupt entscheidend durch die Weltanschauung des Bürgertums, wie sie B. Groethuysen für Frankreich aufgewiesen hat, bestimmt.

Der Hauptteil der Schrift besteht aus einer nützlichen Sammlung von Nachrichten über konkrete Manifestationen des Interkonfessionalismus: Simultangebrauch von Gotteshäusern und Friedhöfen, wechselseitige Teilnahme an Gottesdiensten und Festen (insbes. Reformationsfest 1817), Spendung von Sakramenten und Sakramentalien, insbes. Mischehe (ein Thema, mit dessen heutiger Lage sich M. anderwärts befaßt hat), simultanes Unterrichtswesen (hierzu Mays Untersuchungen über die Universität Breslau 1811–1945 in Z. Savigny St., Kan.Ab. 1967 u. 1968), gesellschaftlicher Verkehr und Konversionen (zu S. 66: „Konversionen galten als unanständig“ – selbst bei Aufgeklärten – wäre auch das Kapitel „Conversion“ in Goethes *Winckelmann* heranzuziehen). Beachtenswert ist die gelegentliche Ausweitung des Interkonfessionalismus auf das liberale Judentum; auch hier vollzog sich die Annäherung fast ausschließlich in Richtung auf den Protestantismus. Liest man nacheinander die Sätze: „Die Eucharistie setzt die Einheit der an ihr Teilnehmenden im Glauben, d. h. die wenigstens implizite Bejahung des Gesamtkomplexes der (jeweiligen) Wahrheit voraus“ (38) und: „Die Frage nach der Wahrheit wich dem Streben nach Wahrhaftigkeit“ (42), so wird das weit über den Bereich hinaus entscheidende Problem deutlich.

Basel

John Hennig

Martin Tetz (Hrsg.): Friedrich Schleiermacher und die Trinitätslehre (= Texte zur Kirchen- und Theologiegeschichte H. 11). Gütersloh (Mohr) 1969. 94 S., kart. DM 10.80.

Am 28. Dezember 1822 schreibt Schleiermacher an Karl Heinrich Sack: „Leider habe ich . . . in diesem Jahre nicht viel von mir zu rühmen bis auf den kleinen Aufsatz im eben fertig gewordenen letzten Heft der [Theologischen] Zeitschrift. Wie

ich denn überhaupt finde, daß ich alle Jahr weniger thue. Nun, das Alter thut etwas und die Zeitnoth thut etwas; man merkt beides nicht bestimmt im einzelnen, im Ganzen aber zeigt es sich unläugbar“ (F. Schl., Briefe an einen Freund, Weimar 1939, 22). Mit dem „kleinen Aufsatz“ ist Schl.s ausführlichste und bedeutendste Behandlung eines Spezialthemas der Patristik gemeint, die Studie „Über den Gegensatz zwischen der Sabellianischen und der Athanasianischen Vorstellung von der Trinität“. Unmittelbaren Anlaß zu dieser Untersuchung gab die Niederschrift der Schlußparagrafen der Glaubenslehre (1. Aufl. §§ 186–190), in denen Schl. auf die „Schwierigkeiten und Unvollkommenheiten mancher Formeln“ der altkirchlichen Trinitätslehre hingewiesen hatte (1. Aufl. § 188, 3) und zu der „ersten Vermuthung“ gekommen war, die alte Kirche habe „zum Behuf der zwiefachen Vereinigung des göttlichen Wesens mit der menschlichen Natur eine ewige zwiefache Differenz im göttlichen Wesen“ aufgestellt, um auf diese Weise einen für falsch und gefährlich erachteten modalistischen Monarchianismus widerlegen zu können (1. Aufl. § 190 Zusatz). Schl.s Abhandlung in der „Theologischen Zeitschrift“ übernimmt das Geschäft, die im Symbol fixierten Bedenken gegen den „Sabellianismus“ zu überprüfen; sie gipfelt in der Apologie einer nicht metaphysischen, antispekulativen Trinitätslehre, die einzig darauf bedacht ist, den „Gegensatz zwischen dem verborgenen Gott und dem offenbaren . . . in Verbindung mit einer Trinitätsvorstellung“ zum Ausdruck zu bringen (Ausgabe M. Tetz S. 82). So verstanden ist „der wahre Schlußstein der christlichen Glaubenslehre“ (1. Aufl. § 186) nicht mit zusätzlichen Aussagen über die Wesenstrinität beschriftet, er faßt vielmehr zusammen, was zuvor bereits implizit aufgrund der Offenbarung Gottes in Christus und im Gemeingeist der christlichen Gemeinde de Deo gesagt werden konnte. – Auf den skizzierten engen Zusammenhang zwischen dem „Schluß“ der Glaubenslehre und der dogmengeschichtlichen Untersuchung Schl.s weist der Herausgeber der hier anzuzeigenden Neuausgabe der Schlußparagrafen der Glaubenslehre (Text der 1. und 2. Aufl.) und des Aufsatzes für die „Theologische Zeitschrift“ in einem äußerst konzisen „Vorwort“ zu Recht hin (S. 5). Auf ein weiteres Motiv für Schl.s intensive Beschäftigung mit der Trinitätslehre in den Jahren 1821 bis 1823 sei ergänzend aufmerksam gemacht: In dem bereits zitierten Brief an K. H. Sack schreibt Schl. weiter: „Was sagen Sie aber dazu, daß H. Hegel in s. Vorrede zu Hinrichs Religionsphilosophie mir unterlegt, wegen der absoluten Abhängigkeit sei der Hund der beste Christ, und mich einer thierischen Unwissenheit über Gott beschuldigt. Dergleichen muß man nur mit Stillschweigen übergehen“. Schl.s nobler Vorsatz, auf Hegels anstößige Herausforderung nicht öffentlich zu replizieren, schließt nicht aus – sondern eher ein –, daß er in der besonnenen Form einer gelehrten dogmengeschichtlichen Untersuchung seinerseits seine scharfen Bedenken gegen eine spekulativ-überhöhte Auswertung der altkirchlichen Trinitätslehre zum Ausdruck brachte. In der ersten Erläuterung zur zweiten Rede „Über die Religion“ hatte Schl. im Frühjahr 1821 bereits angekündigt: „Was aber das . . . betrifft, wenn ein Philosoph als solcher es wagen will eine Dreiheit in dem höchsten Wesen nachzuweisen, so mag er es thun auf seine Gefahr; ich werde aber dann meinerseits behaupten, diese Dreiheit sei nicht unsere christliche, und habe, weil sie eine speculative Idee sei, gewiß an einem andern Ort in der Seele ihren Ursprung, als unsre christliche Vorstellung der Dreieinigkeit“ (zit. nach der 5. Aufl. der Reden, 1843, 123). Entsprechende Abgrenzungen finden sich auch in den Schlußparagrafen der Glaubenslehre (1. Aufl. § 190, 2; 2. Aufl. § 172, 3; Ausgabe M. Tetz S. 21; 34 f.). Diese Beobachtungen geben einigen Aufschluß darüber, mit welcher Subtilität Schl. die unumgängliche Auseinandersetzung mit seinem großen Berliner Kollegen betrieb.

Es ist sehr zu begrüßen, daß Schl.s kritische Beiträge zur Trinitätslehre durch die Ausgabe von Martin Tetz nun so leicht zugänglich gemacht worden sind. Der Herausgeber hat die Texte mit großer Sorgfalt bearbeitet; zu danken ist vor allem für die Nachprüfung und ergänzende Verifizierung sämtlicher Kirchenväter-Zitate, die in den zeitgenössischen Drucken recht oberflächlich behandelt wurden. Kleinere Versehen und Druckfehler im Text der Glaubenslehre wurden ohne nähere Kennzeichnung nach der 3. Aufl. berichtet (es fehlt m. W. lediglich S. 29 Z. 10 der das

Verständnis erleichternde Zusatz der 3. Aufl. „lateinische Kirche“). S. 27 Anm. 3 ist der alte Fehler Schl.s, Anselms Monologion nach ep. zu zählen, stehen geblieben; S. 13 Anm. 8 heißt es richtig: cap.; allerdings ist in diesem Fall zu fragen, ob nicht cap. 29–61 statt: cap. 9–61 zu setzen sei. S. 30 Anm. 7 muß es in dem Augustin-Zitat *ex una materia* statt: *et una materia* heißen. Alte Satzfehler der „Theologischen Zeitschrift“ blieben stehen auf S. 42 Anm. 7 Z. 2; S. 49 Anm. 37 letzte Z.; S. 58 Anm. 56 Z.2; S. 71 Anm. 85 Z. 3 (könne statt: können). Kleinere neue Versehen sollten bei einer Neuauflage berücksichtigt werden: S. 63 Anm. 73 Z. 2; S. 63 Anm. 74 (gemeint ist doch: L.[oco] l.[audato]); S. 85 Z. 4 v. unten; S. 86 Z. 3<sup>v</sup>. oben (jeweils die Zeilentrennung).

Bonn

Joachim Mehlhausen

Thomas van den End: *Paolo Geymonat e il movimento evangelico in Italia nella seconda metà del secolo XIX* (= Collana della Facoltà Valdese di Teologia, 9). Torino (Editrice Claudiana) 1969. 345 S., 8 Abb., L. 3 000.—.

Thomas van den End müssen wir dankbar sein, die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler auf *Paolo Geymonat* gelenkt zu haben. Die Bedeutung des Buches wird durch die Tatsache unterstrichen, daß es in der Reihe der Veröffentlichungen der Waldenser Fakultät in Rom („Collana della Facoltà Valdese di Teologia di Roma“) erschienen ist.

Es geht in diesem Buch nicht darum, eine Seite verhältnismäßig neuer Waldenser Geschichte zu rekonstruieren, sondern darum, eine besondere und bezeichnende Situation zusammenfassend darzustellen, die einen viel weiteren Bereich umfaßt, als nur den lokalen.

Es ist wahr, daß das Jahr 1848 für ganz Europa einen Umbruch bedeutete. Auch in der kleinen Waldenser Welt waren Rückwirkungen vorhanden, und nicht nur das: Auf der Ebene der Kirchengeschichte wird Italien von neuem bedeutungsvoll, weil sich endlich eine religiöse Alternative zur jahrhundertalten römisch-katholischen Herrschaft durchsetzt, und dies gerade im Lebenszentrum der noch auf die Positionen der Gegenreformation verpflichteten Kirche. Das religiöse Europa beobachtet deshalb mit Interesse und großer Teilnahme diese Bewegung in der Hoffnung auf eine Öffnung, die zunächst nahezu undenkbar war.

Wem wird es gelingen, jene Erwartungen und Hoffnungen zu einem Ziel zu bringen? Wird die alte Waldenser Gruppe fähig sein, ihr Ghetto in den Tälern Piemonts zu sprengen, um das aufzugreifen, was der *Kairos* der Epoche zu sein scheint? Oder werden andere evangelische Missionen eher Erfolg haben, die von der Erfahrung religiöser Freiheit hergekommen waren, sich schon durchgesetzt hatten und somit fähig sein könnten, ein neues Gespräch zu führen ohne den Ballast einer allzu schweren Vergangenheit (schwer für die, die wirklich gelitten hatten).

Tatsache ist es, daß das Problem tief empfunden wurde und die Geister des italienischen Protestantismus beunruhigt hat, zumal, wenn man die antiklerikale Strömung der Zeit berücksichtigt.

Unter dem Druck der Notwendigkeit des Augenblicks und der Anforderung, ganz auf der Höhe der Situation zu sein, entwickeln sich die Ereignisse, die in unserem Text rings um die Gestalt von Geymonat behandelt werden.

Ein Pfarrer aus den Waldenser Tälern fühlt sich berufen, die traditionellen Grenzen zu überschreiten und sein Amt zugunsten der gesamten italienischen Bevölkerung auszuüben. Seine theologische Ausbildung ist schon in diesem Sinn orientiert: bereit, da sein zu müssen für die Begegnung mit den anderen Kirchen und mit der italienischen Kultur. Geymonat mußte schon deswegen die Sprache gut beherrschen (das Französische war für die Waldenser die zweite Muttersprache) und sich auf die Geschichte und die Tradition der Halbinsel beziehen, um in einer lebendigen und verständlichen Weise mit dem Volk Kontakt zu gewinnen. Das ist die Erfahrung aller missionarischen Geister zu allen Zeiten. Geymonat bietet uns somit ein Beispiel und einen wertvollen Beitrag für ein stärkeres Bewußtsein christlicher